

Die beiden ungleichen Söhne: Mt. 21, 28-31

Einleitung:

Wir wenden uns heute und in den kommenden Wochen den Gleichnissen im Sondergut des Matthäus zu, also jenen, die nur im Matthäusevangelium überliefert sind. Heute und am nächsten Sonntag geht es jeweils um einen Weinberg. Was mit dem Weinberg symbolisiert ist, beschreibt der Schweizer Theologe Leonhard Ragaz so:

Der Weinberg „ist das Reich Gottes“ auf Erden, „das Reich der Gerechtigkeit... Vor Gott gilt das Recht des Menschen, besonders des Armen und Geringen. Vor Gott gilt die Wahrheit. Vor Gott gilt die Freiheit. Vor Gott gilt vor allem die Liebe... Vor Gott gilt als Ziel eine erlöste Welt“, in der alles, „auch die Natur, im Glanz der Erlösung aufstrahlt.“

Wir hören das Gleichnis von den ungleichen Söhnen aus Mt. 21, 28-31 in der züritütschen Übersetzung von Emil Weber:

Text:

De Jesus seit zu de Pharisäer: „Was meined er dadezue: En Maa hät zwee Buebe ghaa. Er isch zum Eerschte here und hät säit: Haus, Bueb, und schaff hüt im Rääbeerg! Dee hät aber gsäit: Ich wott nööd! Schpööter hät s en aber groue, und er isch doch ggange. Da isch er zum andere und hät s Glich gsäit. Dee hät zur Antwort ggee: Jaa, Härr – und isch nöd ggange. Wele vo beede hät jez taa, was de Vatter hät wele?“ Sie säged: „Der Eerscht!“ De Jesus säit zuen ene: „Iir chönd eu druuf verlaa: D Zöllner und d Huere chömed vor öi is Riich vom Herrgott!“

Predigt:

Mein Bruder Lukas, der heute mit uns Gottesdienst feiert, arbeitete bis vor einigen Jahren als Expat in Manila auf den Philippinen. Die baptistische Gemeinde, der er damals angehörte, besitzt eine kleine Kapelle in einem Slum auf einem Müllberg am Rand der Megacity.

In jener Kapelle durfte ich ein paar Wochen hausen und das Leben der Menschen im Slum teilen. Den Weg hoch zum Müllberg fuhr mich jeweils ein junger Mann namens Gerald – in einem Tricycle, einem kleinen Auto mit drei Rädern.

Auf einer dieser Fahrten erzählte mir Gerald seinen Traum, für den er Tag für Tag viele Stunden Tricycle fuhr. Er wollte ein Haus bauen für sich, seine Frau und sein Kind. Sein Haus sollte es werden, das war ihm wichtig. Er wollte mit dem Geld, das er verdiente, nicht seine Eltern unterstützen, nicht seine Geschwister und überhaupt keinen seiner Verwandten.

Der Entscheid, sein Haus zu bauen, hatte Konsequenzen, die es zu tragen galt. Gerald wurde ausgeschlossen aus der Grossfamilie, er konnte seinerseits nicht auf die Unterstützung des familiären Netzwerks zählen.

Doch seine Lebensenergie hatte eine klare emanzipatorische Ausrichtung. Dieser Mann wollte frei sein. Er wollte seinen Weg gehen. Er wollte nicht steckenbleiben im Sumpf des Clans, der jede Individuation im Keim erstickte. Gerald ist einer, der gleich jenem ersten Sohn im Gleichnis den Mut hat zu sagen: Ich will nicht.

Jesus hat eine merkwürdige Sympathie für derartige Leute. Für Unangepasste, Eigenwillige, Egoisten gar.

Schon einmal hat er so eine Geschichte von zwei Brüdern erzählt: Der eine, der jüngere, verprasst sein Geld in Casinos und mit Prostituierten. Der andere, ältere dient seinem Vater all die Jahre und hält alle Gebote.

Doch nicht ihm, sondern dem jüngeren Bruder schlachtet der Vater das Mastkalb. Nicht ihm, sondern dem

jüngeren Bruder gilt Jesu Sympathie im Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Und auch im Gleichnis, das wir heute gehört haben, gilt die Sympathie Jesu jenem, der sagt: Ich will nicht. Beinahe scheint es, als wäre es Gottes Wille, dass wir nicht wollen. Als käme er uns immer näher, je weiter wir uns von ihm entfernen.

Jesus spricht in diesem Gleichnis zur religiösen Elite der damaligen Zeit, zu den „besonderen Lieblingen Gottes“ (Josephus). Er sagt zu ihnen, dass die Zöllner und Dirnen vor ihnen ins Reich Gottes kommen werden. Wie ungeheuerlich dieser Kommentar damals wirkte, ist für uns Heutige kaum mehr nachzuvollziehen.

- Die Zöllner beuteten als Steuerpächter der römischen Fremdherrschaft die einheimische Bevölkerung und bereicherten sich selber mittels Bestechungsgelder. Sie waren, sagte Jasmin kürzlich in einer Predigt träf, „irgendetwas zwischen Kleinbankern und Kleinkriminellen“.

- Die Prostituierten galten als unrein, das heisst, sie standen ausserhalb des göttlichen Bereichs und damit auch ausserhalb der Gesellschaft. Sie waren nicht nur moralisch, sondern auch religiös Disqualifizierte.

Von ihnen, den Zöllnern und Prostituierten, sagt Jesus nun, sie werden vor den Pharisäern ins Himmelreich kommen. Das Wort im griechischen Urtext für „vorher kommen“ oder auch „vorausgehen“, proago, verwendet Jesus noch einmal an einer bedeutsamen Stelle. Kurz vor seinem Tod sagt er auf dem Ölberg in Jerusalem zu seinen Jüngern: „Nach meiner Auferweckung werde ich euch nach Galiläa vorausgehen.“

Jerusalem – das ist die heilige Stadt der drei abrahamitischen Religionen, des Judentums, des Christentums, des Islam. Hier liegt der Tempelberg, hier stehen Felsendom und Al-aqsa-Moschee, Klagemauer und Grabkirche. Das statistische Jahrbuch von Jerusalem listet 1204 Synagogen, 158 Kirchen und 73 Moscheen im Stadtgebiet auf. Am Ölberg wird gemäss weit verbreitetem Glauben am Ende der Zeit der Messias erscheinen. Doch der Messias Jesus sagte am Ölberg, dass er seinen Jüngern und Jüngerinnen nach Galiläa vorangehen werde. Galiläa, das ist ein bedeutungsloses, verachtetes Niemandsland im Norden. Der Gegensatz zwischen Galiläa und Jerusalem ist ebenso gross wie jene zwischen Pharisäern und Prostituierten.

Dort, wo es niemand erwartet, wird das Reich Gottes anbrechen. Und die Letzten werden die Ersten sein, die dort ankommen. Sie gehen den anderen voraus,

- die Niedrigen den Hohen,
- die Kranken den Gesunden,
- die Weinenden den Lachenden,
- die Armen den Reichen,
- die Schwachen den Starken,
- die Sünder den Frommen,
- die Verlorenen den Sicherer usw.

Für all diese Umkehrungen finden sich Belege in der Bibel.

Warum eigentlich ist das so? Warum ist diese Umkehrung so etwas wie das Grundmuster des Reiches Gottes?

Eine Antwort auf diese Frage darauf gibt möglicherweise ein sprachliches Detail in unserem Gleichnis. Als der Vater den zweiten Sohn bittet, in den Weinberg arbeiten zu gehen, antwortet dieser im griechischen Urtext eigentlich nicht mit „Ja“, sondern er sagt: „Ego“. Hier, in diesem „Ego“, liegt das Problem des zweiten Sohnes und all jener, die er repräsentiert: die Pharisäer und das heisst, wenn man Leonhard Ragaz folgt, „die Vertreter der Religion und Kirche, die Christen, die Priester, die Theologen, die Menschen des Altars und die Menschen der Bibel“. Sie alle und folglich zum Beispiel auch ich sind solche zweiten Söhne.

Zwar hat auch der erste Sohn ein Ego, sonst könnte er nicht sagen: „Ich will nicht“.

Und auch der verlorene Sohn, der dem ersten Sohn in unserem Gleichnis seelenverwandt ist – auch er hat ein Ego, eins, das ihn hinaustreibt bis an den Rand, bis in Spiel-, Lust- und Drogenhöhlen und –höllen.

Doch irgendwann kommt er an am Ende der Welt, dort, wo es nicht mehr weitergeht. Das Ego bekommt Risse, es wird brüchig und durchsichtig.

Bei den Zöllnern und Prostituierten sind diese Risse offensichtlich. Ebenso beim Messias, dessen Wundmale an den Händen, an den Füßen, an der Seite auch nach der Auferstehung sichtbar bleiben.

Alle, die uns auf dem Weg ins Himmelreich vorangehen, sind irgendwie vom Leben gezeichnet. So sehr gezeichnet, dass sie aufgehört haben, „Ego“ zu sagen. Was nun durchscheint, ist nichts anderes als das göttliche Licht.

Das wäre das Ziel, auch für uns, die nachfolgen: diese Transparenz für ein anderes Licht. Vielleicht muss man dafür nicht einmal so tief fallen wie Luzifer, der Engel des Lichts, nicht einmal so tief sinken wie Zachäus, Maria Magdalena und all die anderen zwielichtigen Gestalten im Milieu des Messias.

Vielleicht genügt es, ohne Umwege auf den Weinberg des Herrn zu gehen und dort seine Arbeit zu tun. Wenn Leonhard Ragaz recht hat, dann wird man auch dabei den einen oder anderen Kratzer abkriegen:

Gott schickt die Menschen in den Weinberg, „dass sie arbeiten, dass sie Disteln und Dornen ausreuten, dass sie Schädlinge bekämpfen, dass sie den Boden fruchtbar machen, vor allem durch Glauben, Hoffen, Lieben... Er schickt sie nicht nur mit der Hacke, sondern auch mit dem Schwert, dass sie gegen Räuber und wilde Tiere kämpfen, dass sie das Reich des Mammons und der Gewalt, aber auch das Reich der Lüge zerstören, dass sie alles, was den Menschen erniedrigt, versklavt und schändet, abtun – dass sie ein Feuer seien auf Erden. Dass diese Arbeit getan... werde, darin besteht der Wille Gottes.“

Also, machen wir uns an die Arbeit im Weinberg. Machen wir uns auf den Weg nach Galiläa. ER, der HERR geht uns voran.

Sonntag, 13. Mai 2012
Andreas Fischer